

# Die Alpenwelt



Nr. 49

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Die Husterhütte.

Erzählung aus dem Erzgebirge von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Eilig schritt Thiele nach Hause, um sich für die Nachttour vorzubereiten. Einen Augenblick überlegte er noch, ob er einen seiner Grenzler mitnehmen sollte. Doch er verwarf sofort diesen Gedanken. Sein Ehrgeiz ließ es nicht zu, daß er den Ruhm, einen Fang gemacht zu haben, mit einem anderen teilen sollte. Ordentlich wollte er seine Unterbeamten überraschen und ihnen beweisen, daß er doch der Wachsamste von allen war. Früher als sonst ließ er sich von Frau Brettschneider ein kräftiges Abendbrot bereiten, nach dessen Einnahme er, noch vor Eintritt der Dunkelheit, wieder in den Wald hinauswanderte, die Richtung nach dem Rennsteig nehmend. Nur dort konnte die Grenze undicht sein; die anderen Wege waren verlegt. Er hatte sich wohl ausgerüstet; auch nicht vergessen, die Schneeschuhe mitzunehmen, eine Vorsicht, die sich bald als nützlich erwies.

Die Schneeschuhe bestanden aus einem Rahmen von zähen Buchenbrettern, der unter die Füße geschmakt wurde. Gleiten konnte man mit den Schneeschuhen nicht, sondern nur schreiten. Sie hatten lediglich den Zweck, die Druckfläche beim Gehen zu vergrößern. Wo der schmale menschliche Fuß tief in den Schnee einbrach, konnte man mit der viel breiteren und längeren Auflagefläche der Schneeschuhe noch bequem auf dem Schnee dahinschreiten.

Am Tage hatte es getaut; der Schnee war weich geworden. Gegen Abend setzte leichter Frost ein, so daß die Oberfläche des Schnees im Freien sich mit einer Frostdecke überzog. Diese Kruste war zwar nicht stark genug, um einen Menschen mit gewöhnlicher Fußbekleidung zu tragen, aber mit Hilfe der Schneeschuhe, die er sich bald unterschnallte, konnte Thiele auf ihr wie auf festem Boden dahingehen. Seine Gier, den Fang zu machen, trieb ihn weit hinaus bis dicht an die böhmische Grenze, wo er sich hinter einer starken Lanne auf die Lauer legte. Ununterbrochen aufmerksam spähend, hatte er so einige Stunden gestanden, als er weit hinter sich ein leises Geräusch hörte. Ueberrascht drehte er sich um und sah nun, daß eine beträchtliche Strecke hinter ihm ein hochbeladener Schlitten aus dem Walde kam und auf dem Rennsteig weiter fuhr. Da wäre ihm um ein Haar der Braten an der Nase vorbeigegangen!

Es war der Trummer Ernst und der Gottbold, die auf einem Seitenpfad aus Böhmen kommend, auf den Rennsteig eingebogen waren. Im dichten Walde hatte der Frost noch nicht

wirken können; aber als sie sich der Richtung des Rennsteiges näherten, da spürten sie, daß der Schnee auf der Oberfläche gefroren war. Das war sehr angenehm, weil es das Fortkommen ungemein erleichterte. Die beiden jungen Männer machten sich deshalb sofort daran, ihre Schneeschuhe anzulegen. Bei dem Herunternehmen der feinen hatte der Ernst unvorsichtigerweise damit gegen den Schlitten gestoßen. Dieser Laut war es gewesen, der durch die stille Winternacht bis zu den Ohren des Obergrenzers gedrungen war. Ohne diesen kleinen, zufälligen Umstand würden sie unbehellig und ohne Ahnung von der furchtbaren Gefahr, in der sie geschwebt hatten, davongekommen sein, während Thiele weiter gierig gewartet hätte. Doch jetzt hatte er sie entdeckt. So schnell er mit den Schneeschuhen springen konnte, eilte er auf den Rennsteig hinaus, dem Schlitten ein donnerndes „Galt!“ nachrufend.

Den beiden jungen Männern fuhr dieser Ruf durch Mark und Bein. Sie wußten, was ihnen nun bevorstand. Gottbold, der hinten am Schlitten saß, während der Ernst vorn an den Hörnern des Schlittens zog, sah einen Moment zurück. Der Vorsprung, den sie hatten, war ziemlich groß. Mit aller Kraft strebten die beiden mit dem Schlitten vorwärts. Das Terrain stieg eine größere Strecke an, trotzdem waren sie in kurzer Zeit der höchsten Erhebung, der auf der anderen Seite eine ebensolche Senkung folgte, nahe gekommen. Da erkante abermals das „Galt!“ hinter ihnen. Aus dem Schall erkannten sie, daß ihnen der Grenzer doch näher gekommen war. Gleich darauf bligte es auf, der Krach eines Schusses folgte. Dem Gottbold flog es wie ein Schwarm Bienen um die Ohren; Thiele hatte seinen Schrotlauf abgeschossen. Wenige Sekunden später neuer Blitz und Krach. Jetzt hatte Thiele den Fliehenden eine Kugel nachgeschickt. Gottbold war es, wie wenn er einen heftigen Schlag auf dem Rücken erhalten hätte. Ein paar Schritte versuchte er noch mit dem Schlitten mitzukommen, dann mußte er ihn loslassen, die Beine versagten ihm den Dienst. Instinktiv wandte er sich schutzsuchend dem Walde zu. Doch schon nach einigen weiteren Schritten brach er an einer Fichte, an der er sich noch zu halten versucht hatte, bewußtlos zusammen.

Einige Minuten später kam Thiele an dem Singefunkenen vorbei, ohne sich auch nur eine Sekunde bei ihm aufzuhalten. Den hatte er

sicher zur Strecke gebracht; der ließ ihm nicht mehr weg. Jetzt nur noch den anderen ebenso kaltstellen. Als Thiele die Höhe erreicht hatte, war ihm der Schlitten wieder weit voraus. Auf der Schwinge, dem Verbindungsstück zwischen den beiden Hörnern sitzend, war der Ernst pfeilschnell mit dem Schlitten die Senkung heruntergeglitten. Von dem Zurückbleiben Gottbolds hatte er nichts gemerkt. Er wählte ihn hinten auf den Schlittentufen stehend. Erst als die Steigung wieder begann und er den Schlitten ziehen mußte, merkte er, daß dieser jetzt viel schwerer ging. Er rief deshalb Gottbold an. Als er keine Antwort bekam, reinte er sich sofort zusammen, was passiert war. Verdammte! Jetzt mußte er auch noch den Schlitten allein ziehen. Mit wilder Hast legte er sich in den Knien, um so schnell als möglich die nächste Anhöhe zu erreichen.

Thiele heute ebenso wild hinterdrein. Das Schießen nützte nichts, weil der Körper des Ziehenden durch die hohe Ladung des Schlittens völlig gedeckt war. Nicht einmal den Kopf des Schmutzlers konnte er sehen. Er mußte ihn also einholen. Das konnte wiederum nur geschehen, wenn der Fliehende mit dem Schlitten die Anhöhe hinaufstrebte. Thiele spannte deshalb alle Kräfte an, um an den Schlitten heran zu kommen, ehe er die Höhe wieder erreicht hatte. Vergeblich! Als der Schlitten oben war, schoß Thiele beide Läufe seines Stubens nach ihm ab. Wenn er damit dem Schmutzler auch keinen Schaden zufügen konnte, so blieb immer noch die Möglichkeit, daß Grenzer oder Förster, die unterwegs waren, durch die Schüsse aufmerksam gemacht wurden, ihm zu Hilfe kamen und dem Fliehenden den Weg verlegten.

Sechs Terraintalten mit gleichmäßigem Aufsteigen und Abfallen überschritt der Weg auf der Hochebene, und sechsmal wiederholte sich das gleiche Spiel der Flucht und der Verfolgung. Vorteile und Nachteile zwischen dem Fliehenden und dem Verfolgenden glichen sich aus. Der Ernst hatte, während er den abfallenden Teil der Erdwelle hinabfauste, eine kurze Ruhepause, in der er neue Kräfte sammeln konnte. Dafür hatte er auf der ansteigenden Seite um so härter zu arbeiten. Eine dichte Nebelwolke von Schweißdampf umgab ihn. Thiele dampfte nicht minder. Er mußte auch den Teil des Weges rennen, den der Schmutzler ruhend durchfuhr, und dabei jedesmal einen großen Vorsprung gewann. Er hatte erst den Pelz-

fragen abgeworfen, dann den Mantel und schließlich auch noch den Uniformrock und die Weste aufgeknöpft, um sich Luft zu machen.

Die wilde Hebjagd war jetzt an der letzten aufsteigenden Welle angekommen. Hatte er diese erreicht, dann war der Ernst geborgen. Von der letzten Anhöhe fiel die Hochebene wohl eine Stunde lang gleichmäßig in der Richtung nach Erlengrund zu ab. Glitt er erst diese lange Senkung hinunter, dann holte ihn kein Grenzer mehr ein. Unten kam er auf eine Nebenstraße mit fester Schlittenbahn. Da verlor sich jede Spur. In hundert verschiedenen Stellen konnte er den Schlitten in dichtes Unterholz hineinfahren und verstecken. Dann war die Ladung geborgen und er selbst in voller Sicherheit.

Die Gewißheit der nahen Rettung ließ den Ernst nochmals alle Kräfte anspannen. Aber auch Thiele wußte, daß die Partie für ihn verloren war, wenn es dem Schmuggler gelang, die letzte Höhe zu erreichen. Er schoß deshalb, während des Laufens immer von neuem ladend, ununterbrochen sein Gewehr ab. Aus dem Schall der Schüsse merkte der Ernst, dem jede Aussicht nach hinten unmöglich war, daß der Grenzer ihm nicht näher kam. Eher schien es, als ob er zurückblieb. Das gab ihm neuen Mut. Doch plötzlich durchfuhr ihn ein jäher Schreck. Er merkte, wie der Riemen des Schneeschuhes am rechten Fuße sich lockerte. Fast im selben Moment verlor er auch den Schuh schon. Verwünscht! Zum Aufnehmen und Neuanschnallen war jetzt keine Zeit; deshalb vorwärts! Doch das ging nun, da der rechte Fuß immer tief einbrach, beträchtlich schwieriger. Auch dieses Hindernis mußte noch überwunden werden. Eine kurze Strecke nur, dann winkte ja die Rettung.

Da fing es vor ihm im Walde an zu knacken. Erst leise, dann stärker; ein Versten und Krachen folgte, und unter mächtigem Rauschen stürzte eine große Fichte wenige Schritte vor dem Schlitten quer über den Weg. Der letzte Herbststurm hatte sie schräg gedreht; jetzt vermochte das gefrorene Holz der ungeheuren Last des an den Nerten hängenden Schnees nicht mehr Stand zu halten, der Stamm brach in Manneshöhe über den Boden ab.

Thiele stieß einen lauten Jubelschrei aus, während dem Ernst ein wilder Fluch entfuhr. So nahe am Ziel, und nun doch alle Qual umsonst. Blüßschnell überlegte er, welche Möglichkeiten ihm jetzt noch zur Rettung offenstanden. Mit dem Schlitten durch den dichten Wald um den gestürzten Baum herumfahren zu wollen, war unmöglich. Währenddem würde ihn der Grenzer zehnmal einholen. Ohne den Schlitten fliehen, war ebenso unmöglich. Erstens würde der Grenzer, sowie er nur hinter dem Schlitten vorkam, sofort nach ihm schießen, dann war auch die Flucht, jetzt, wo er nur noch einen Schneeschuh besaß, im vornherein aussichtslos. Er mußte also hinter dem Schlitten verborgen bleiben und es auf den Nahkampf ankommen lassen. Schnell machte er die am Schlitten befestigte Drahtschlinge gebrauchsfertig, dabei am Schlitten entlang spähend, von welcher Seite sich der Grenzer nähern werde.

Mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte kam Thiele feuchend dahergestürzt. Als er an der einen Seite des Schlittens entlanglief, huschte der Ernst schnell um die andere, war im Nu hinter Thiele, ihm von hinten die Schlinge über den Kopf werfend. Aber in der Hast und Aufregung hatte der Ernst nicht gemerkt, daß die Schleiße zu groß war. Die Schlinge sollte über den Körper fallen und dann schnell angezogen werden; dem Gegner die Arme an den Körper pressen, ihn in völlig geräuschloser Weise wehrlos machend. Da die Schleiße zu groß war, fiel sie über den Körper des Thiele herunter, erst an den Füßen auf den breiten Schneeschuh hängen bleibend. Dadurch hatte Thiele

Zeit, sich umzudrehen, aber doch nicht Zeit genug, um den Stutzen anzulegen. Im selben Augenblick als er sich umgedreht hatte, sprang ihn der Ernst auch schon mit großer Gewalt an. Durch den Anprall taumelte Thiele einige Schritte zurück, die Schleiße an seinen Beinen zog sich zu, der am Schlitten befestigte Draht spannte an, er konnte nicht mehr weiter, fiel rücklings hin, im Fallen noch den Ernst mit sich niederreißend.

Der Fall im weichen Schnee hatte dem Thiele keinen Schaden zugefügt. Aber der Stutzen war ihm im Fallen weggeflogen, und der Ernst lag nun auf ihm und wirkte ihn am Hals. In dieser Lage riß Thiele das in der Außenseite der Scheide des Seitengewehrs steckende Dolchmesser heraus und stieß es dem Schmuggler mit der linken Hand mit aller Kraft ins Herz. Der Ernst ließ sofort den Hals des Thiele los, bäumte sich hoch auf, fiel gleich darauf wieder zurück und verbiß sich in wahnwitzigem Schmerz durch die Uniform hindurch in die rechte Achsel des Thiele. Lange dauerte der Todestampf. Mit jeder Zuckung, die durch den jugendstarken Körper fuhr, gruben sich die Zähne des Sterbenden tiefer in die Achsel Thieles. Gleichzeitig spürte Thiele, wie ein starker Blutstrom durch die offenstehende Wunde sich über seinen Körper ergoß. Nach einiger Zeit, die dem Thiele schrecklich lange vorlief, wurden mit dem ausströmenden Blute die Zuckungen des Schmugglers schwächer und endlich hauchte er mit einem gräßlichen Wächeln seine letzte Lebenskraft aus.

Thiele schwamm tatsächlich im Blute. Die dicke, dampfende, klebrige Flüssigkeit hatte sich über seinen ganzen Körper ergossen. Jetzt, da der Schmuggler gendel, suchte Thiele sich rasch aus der fürchterlichen Lage, in der er sich befand, zu befreien. Zu seinem Entsetzen bemerkte er, daß ihm das nicht gelingen wollte. Mit allen Kräften, die ihm nach der Anstrengung des langen Laufes noch zur Verfügung standen, suchte er den Toten abzuwerfen. Vergeblich! Die Kinnbacken waren im Starrkrampf geschlossen und ließen die ersetzte Achsel nicht los. Ebenso fest hielt die rechte Hand des Toten den Stamm einer kleinen, wenig über Mannshöhe großen Fichte umklammert. Wenn er nur wenigstens die Beine hätte bewegen können. Vielleicht wäre es ihm dann doch gelungen, sich seitlich unter dem Toten vorzuminden. Aber die Beine waren ihm zusammengeschnürt und hingen fest in der verwünschten Drahtschlinge. Dabei war er im Fallen mit den Beinen hoch und mit dem Oberkörper sehr tief zu liegen gekommen, eine Stellung, in der jede Kraftentfaltung ohnehin äußerst erschwert war. Noch einmal machte er verzweifelte Befreiungsversuche, doch seine Kräfte wurden immer schwächer. Er fühlte, wie die Blutmassen auf seinem Körper dick wurden, erstarrten, anfangen zu Eis zu frieren. Wenn nicht Hilfe kam, mußte er unter dem Toten selbst eines elenden Todes vor Kälte und Erschöpfung sterben. —

Die vielen von Thiele abgegebenen Schüsse waren mit ihren durch die Täler rollenden Echos in der stillen Winternacht weithin vernommen worden. Von zwei Seiten wurde ihnen nachgegangen. Sowohl von der Köhlerhütte wie von Erlengrund aus. In der Köhlerhütte war Diskussionsabend. Der Gottlieb unterhielt sich mit dem Albert eifrig über eine besonders interessante Stelle des Arbeiterlesebuches. Plötzlich fielen, gerade noch schwach vernehmbar, die ersten Schüsse. Betroffen sahen sich die beiden an. Wußten sie doch, daß heute der letzte Transport unterwegs, und Gotthold mit bei der Partie war. Schnell traten sie vor die Hütte und horchten gespannt in den Wald hinaus. In welcher Gegend die beiden Schüsse gefallen waren, hatten sie in der Hütte nicht wahrnehmen können. Nichts rührt sich weit und breit. Tiefe, friedliche Stille lagerte über den

Wäldern. Schon wollten die beiden in die Hütte zurückkehren und den Faden ihrer Unterhaltung wieder aufnehmen, als abermals, kurz hintereinander, zwei Schüsse fielen. Jetzt hörten sie deutlich, daß der Schall vom Rennsteig herkam.

Nun gab es kein Besinnen mehr; wenige Worte genügten zur Verständigung. Schnell waren die Schneeschuhe angelegt, ein kleiner Schlitten wurde mit wenigen Griffen fertig gemacht, die Hüttenür verschlossen und die Fahrt angetreten. Aus den weiteren Schüssen, die in ziemlich regelmäßigen Intervallen folgten, konnten sie deutlich wahrnehmen, daß die Verfolgung immer den Rennsteig entlang ging. Gottlieb, der in der ganzen Gegend vorzüglich Bescheid wußte und Weg und Steg genau kannte, hielt hart auf die Grenze zu. Auf alle Fälle mußte man versuchen, hinter dem Rücken des Schießenden den Rennsteig zu erreichen. So schnell sie es nur vermochten, stampften die beiden vorwärts. Der leichte Schlitten verursachte wenig Hemmung, nur das Steigen machte Beschwerden. Triefend von Schweiß erreichten sie endlich den Rennsteig. Die letzten Schüsse waren bereits in weiter Entfernung von ihnen abgegeben worden, und in der letzten halben Stunde hatte das Schießen ganz aufgehört.

Gottlieb kniete nieder, um bei dem schwachen Sternenlicht die Spuren im Schnee sorgfältig zu untersuchen. Deutlich erkennbar war eine Schlittenspur, und die Spur von zwei paar Schneeschuhspuren, die sich immer zwischen der Schlittenspur hielt. Dann war noch eine Spur vorhanden, die offenbar von jemand berührt, der nicht mit dem Schlitten in Verbindung gestanden hatte, denn sie lief regellos neben, auf und innerhalb der Schlittenspur hin. Diese Schneespur mußte die des Verfolgers sein.

Zimmer scharf vorausspähend, und sich dabei möglichst dicht an den Bäumen entlang haltend, folgten der Gottlieb und der Albert jetzt den Spuren. Auf dem ersten Stamm angekommen, entdeckten sie plötzlich eine menschliche Gestalt im Schnee sitzend, mit dem Rücken gegen eine Fichte gelehnt. Im ersten Schreck blieben beide stehen, eilten dann aber um so rascher auf den Hingefunkenen zu. Noch ehe sie ihn erreicht hatten rief der Albert leise: „Es ist der Gotthold.“ Mit ein paar Sähen war Albert am Baum, kniete nieder und ergriff die Hand Gottholds. Sie war kalt, aber nicht starr. Nun schob Albert den Kopf zurück und faßte in den Hals. Der Hals war warm, und zugleich spürte Albert das gleichmäßige Wachen der Halsschlagader. „Er lebt noch,“ flüsterte er dem Gottlieb zu. „Schnell auf den Schlitten mit ihm.“ Das Hinaufheben Gottholds auf den Schlitten dauerte nur wenige Sekunden. Albert setzte sich zu ihm und hielt ihn fest, während Gottlieb der eine außerordentliche Geschicklichkeit im Schlittenlenken besaß, zwischen den Hörnern Platz nahm.

So mühsam der Aufstieg gewesen war, so schnell ging die Talfahrt vor sich. Der Schlitten fauste förmlich die Gänge hinunter, und schon nach kurzer Zeit war die Köhlerhütte erreicht. Vorsichtig wurde Gotthold auf die Lagerstätte Gottliebs gelegt. Bei dem Versuche ihn zu entkleiden, erwachte Gotthold aus seiner tiefen Bewußtlosigkeit. Als er sah, wo er sich befand, floß ein freudiges Lächeln über sein Gesicht. Mit Hilfe Alberts richtete er sich auf. Die Arme konnte er bewegen, aber über die Beine besaß er keine Macht. Auf die Frage Gottliebs, wo es fehle, meinte er, es müsse ihn wohl ein Schuß im Rücken getroffen haben. Behutsam zog der Albert ihm nun die Oberkleidung und das Hemd herunter. Zu aller Überraschung fand sich dabei nicht die geringste Spur von Blut vor. Bei dem Abkleiden des Rückens entdeckte der Albert, genau über der Wirbelsäule nur einen blauen Fleck, bei dessen Berührung der Gotthold laut aufschrie. Die Sache war rätselhaft

Endlich kam der Gottlieb auf den richtigen Gedanken. „Es ist sicher nur ein Prellschuß gewesen,“ sagte er. „Die Kugel hatte nicht mehr Kraft genug, die Kleidung zu durchschlagen, hat aber dem Rückenmark einen tüchtigen Stoß gegeben.“ Diese Erklärung klang ganz plausibel, und damit fiel allen ein Stein vom Herzen. Man beriet nun, was weiter geschehen sollte. Den Gotthold noch in der Nacht nach Hause zu fahren, erschien sehr gefährlich. Man konnte Grenzern begegnen, oder von anderen Leuten gesehen werden. Albert machte deshalb den Vorschlag, er wolle am anderen Morgen Kohlen holen, und dabei konnte der Gotthold bequem und ohne daß er bemerkt wurde, in der großen Kohlentruhe bis in die Husterhütte transportiert werden. Von dort konnte man ihn, unter dem Vorgeben, daß er in der Hütte verunglückt sei, unbefragt in das Husterhaus tragen. Diesem Vorschlage stimmten die beiden anderen sofort zu, und damit auch der Gottlob und die Minna unterrichtet waren, sprach der Albert noch am Abend bei ihnen vor und gab ihnen von dem Vorgefallenen Kenntnis. — (Fortsetzung folgt.)

## Die Gewohnbarkeit der Weltkörper.

Von Felix Clnke.

(Fortsetzung.)

Dem Monde kommt aber der Umstand zugute, daß man auf ihm mit dem Fernrohr verhältnismäßig viele Einzelheiten sieht, und daß man durch den Fleiß vieler Astronomen, auch eifriger Dilettanten, eine genaue Mondkarte besitzt, so genau, daß wir über viele Teile des Mondes besser orientiert sind als über manche auf unserer Erde, z. B. das Innere Afrikas. Die menschliche Phantasie hat daher den Mond von jeher gern bevölkert. Seine Größe macht ihn an und für sich dazu nicht ungeeignet; sein Durchmesser beträgt etwa zwei Siebentel desjenigen der Erde, seine Oberfläche zwei Siebenundzwanzigstel der Erdoberfläche.

Die Mondoberfläche ist vielen von unseren Lesern ihrem Charakter nach bekannt. Hohe Berge wechseln mit Tälern ab; dazwischen liegen weite Flächen, die uns ganz eben erscheinen, die sogenannten Meere. Das sind Steinvüsten, auf denen weit und breit nichts zu sehen ist. Neben der hellstrahlenden, leuchtenden Sonne steht die Erde mit ihren wechselnden Phasengestalten fast unbeweglich an derselben Stelle über dem Horizont, die Sonnenscheibe an Durchmesser viermal, an Fläche vierzehnmal übertreffend. Der Mond kehrt ja bekanntlich der Erde immer dieselbe Seite zu, so daß es uns nicht vergönnt ist, von der uns abgewandten Mondhälfte viel zu Gesicht zu bekommen. In seinem Umschwunge um die Erde kehrt er der Sonne dabei stets wechselnde Punkte seiner Oberfläche zu, doch bleibt jeder Punkt ganze vierzehn Tage lang der strahlenden Sonne ausgesetzt, während er sich in den folgenden vierzehn Tagen wieder abkühlt und keinen Sonnenstrahl empfängt. Kein Wölkchen ist am Himmel des Mondes zu sehen. Weder die direkte Beobachtung noch andere Umstände haben auch nur eine Spur von Atmosphäre auf dem Monde ergeben. Existiert aber eine solche dennoch, so kann sie bei gleicher Beschaffenheit wie die irdische, nur etwa ein Tausendstel von deren Dichte haben. Die Sonne ist also durch nichts gehindert, ihre ganze Wärme auf die Mondoberfläche herniederzuknallen. Es läßt sich nicht ausdenken, welche enorme Hitze dort entstehen muß, wenn das während 14 Tagen geschieht. Der Mondboden muß außerordentlich erhitzt werden, und zwar nach Professor Franz Bérny zu einer Temperatur, die weit über diejenige des siedenden Wassers hinausgeht. So beträchtlich aber auch die mittägige Hitze auf dem Monde sein mag, sie würde noch größer sein,

wenn der Mond eine der umfrieren gleiche Atmosphäre besäße, die die immerhin beträchtliche Ausstrahlung in den kalten Weltraum mehr konservierte. So wäre vielleicht der Mangel einer Luftschicht um den Mond, den man so oft als die Ursache des Fehlens alles Lebens auf diesem Weltkörper bezeichnet hat, das einzige Mittel, welches geeignet wäre, eine Art Leben vor der Zerstörung durch die Sonnenhitze dort zu erhalten. Die der Sonne jeweils abgekehrte Mondseite strahlt sehr schnell den Wärmeverrat des Bodens wieder aus und ihre Temperatur sinkt sehr rasch bis zu 150 und 200 Grad unter Null!

Nach alledem ist klar, daß auf dem Monde keine Stätte sein kann für Wesen, die uns gleich organisiert sind. Die riesigen Unterschiede an Licht und Wärme könnte kein Mensch aushalten. Zudem fehlen die wichtigsten Attribute menschlichen Daseins, die Luft und infolgedessen auch das Wasser. Wohl müssen wir annehmen, daß der Mond sich ehemals in einem Zustande befunden habe wie jetzt die Erde, daß er aber als kleiner Weltkörper schon die Entwicklungsstadien hinter sich hat, die die größeren und deshalb verhältnismäßig jüngeren Himmelskörper unseres Sonnensystems zum Teil noch erwarten. Wasser und Luft müssen dem Monde dann eigen gewesen sein. Das ist wohl möglich. Er hat sie eben im Laufe der Zeit verloren, das Wasser ist mit anderen Substanzen chemische Verbindungen eingegangen, hat sich niedergeschlagen, Spuren davon mögen auch jetzt noch als Ueberbleibsel verschwundener Bracht vorhanden sein, aber ein großer Teil hat sich in den Weltraum verstreut, ist für den Mond richtig verloren gegangen. Damit mußte das organische Leben auf diesem Körper, das wir in der Vorzeit vermuten können, seinen Kreislauf vollendet haben und aussterben. Jetzt ist der Mond zweifelsohne eine tote Masse, die ihre Entwicklung als selbständiger Weltkörper vollendet hat, wenn nicht Vorgänge kosmischer Art ihn zu neuem Leben erwecken, die wir nicht voranzusehen können.

Können wir Venus die jüngere Schwester der Erde nennen, so kommen wir nun, weiter schreitend im Planetensystem, zu ihrem älteren Bruder, dem Mars. Jeder kennt jenen rot flammenden Stern an unserem Himmel, dessen Farbe schon an brennende Städte und Dörfer und an Blut erinnert. Wir nannten ihn den älteren Bruder der Erde. Warum? Nehmen wir die Anschauungen Kant's und Laplace's von der Entstehung des Sonnensystems als richtig an, so ist Mars zweifelsohne früher geboren worden als die Erde und die inneren Planeten, er ist also der ältere. Selbst wenn er aber später geboren wäre, so würde man ihn dennoch den älteren nennen, und zwar mit demselben Rechte, wie man einen fünf Jahre alten Hund älter nennt als einen gleichaltrigen Menschen, weil einem Hunde eine viel kürzere Lebensdauer vorgeschrieben ist als einem Menschen. Aus diesem Grunde schon ist Mars älter. Seine Lebensdauer ist zweifellos viel kürzer bemessen als die der Erde, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er eben viel kleiner ist. Nächst Merkur ist er nämlich der kleinste der Hauptplaneten; sein Durchmesser hält nur wenig mehr als 6700 Kilometer und seine Masse ist nur etwas größer als ein Achtel derjenigen der Erde. Schon die Helligkeitsänderungen, welche die Beleuchtungsphase hervorbringt, zeigen durch ihre geringfügigkeit, daß die von der Marsoberfläche zurückgestrahlten Sonnenstrahlen eine Luftschicht zu durchdringen haben. Nun hat Mars ein rötliches Aussehen, d. h. die ihn umhüllende Atmosphäre verschluckt von den Sonnenstrahlen vornehmlich die blauen Strahlen, so daß die roten in den übrigbleibenden überwiegen, woraus sich die rote Farbe erklärt. Das gleiche ist bei der Erde der Fall, so daß man auf eine

große Nähe der Verwandtschaft in der Zusammensetzung der Atmosphären schließen kann. Die Existenz der Luftschicht ist zweifellos. Die Verwaschenheit der Mäander der Lichtzone, die Unbestimmtheit der Oberflächeneinzelheiten am Rande des Planeten sprechen ganz deutlich dafür. Zwar ist die Luftschicht entsprechend der weit geringeren Schwere auf dem Mars - - noch nicht zwei Fünftel derjenigen der Erde - - viel dünner als unsere Erdatmosphäre, auch Wasser- und Schneewolken hat man bisher nicht feststellen können. Dennoch gibt es sicher Wasser und Schnee dort. In der Nähe der Pole erscheinen um jene Zeit, wann diese Winter haben, weiße Flecken, die mit zunehmendem Winter größer werden. Ihre Helligkeit ist manchmal so groß, daß sie bisweilen auch dann wahrgenommen werden, wenn sie durch Wolken verbüllt sind. Schon in kleinen Fernrohren sind diese Flecken wahrnehmbar. Diese Flecke sind zur Zeit des Marsfrühlings von einem dunklen Zonerring umgeben, den man sehr plausibel als die Schneeschmelzzone erklären kann. Auf der Planetenscheibe selbst zeigen auch kleine Fernrohre schon dunkle Flecken und Stellen, deren Tentung auf verschiedenartigste Weine vermindert worden ist. Die einen hatten sie für Aestländer und Meere, die anderen für kalte Wüsten und bewachsene Täler usw. Natürlich ist keine dieser Erklärungen ohne Widersprüche und Einwendungen geblieben. Die Beobachtungen dieser Konfigurationen erstreckten sich bereits über zwei Jahrzehnte; trotzdem hat man nur geringe Veränderungen derselben, die sich mit den Jahreszeiten in Verbindung bringen lassen, konstatiert.

Während der günstigen Oppositionen des Planeten Mars sind eine große Zahl von Astronomen tätig gewesen, um den Planeten zu beobachten und zu zeichnen. Namentlich den ausnahmsweise scharfen Augen Schiaparelli verdanken wir wertvolle Aufschlüsse über die Oberflächengestaltung des Planeten. In Verbindung mit den zahlreichen Zeichnungen von Kaiser, Lockyer, Green, Harkeß, Lohse, Meeler, Perrotin, Flammarion, Denning, Brenner, Cerulli, Lowell ist uns Mars jetzt schon recht genau bekannt und wir haben gute Karten von seiner Oberfläche. Die beste ist wohl die nach den Beobachtungen von Schiaparelli in den Jahren 1877 bis 1888 hergestellte Generalkarte. Schiaparelli hatte in seinen umfangreichen Beobachtungen nicht nur die Flecken beobachtet, er entdeckte auch die von ihm sogenannten „Kanäle“, das sind Verbindungslinien dunkler Stellen und Flecken, von denen die ganze Marsoberfläche über und über bezogen war. Nachdem er diese in genauen Karten festgelegt hatte, bemerkte er nach einigen Jahren zu seinem riesigen Erstaunen, daß diese Kanäle sich teilweise verdoppelt hatten und nun vielfach in zwei dunklen parallelen Streifen nebeneinander herliefen. In der Folge wurden Schiaparelli's Entdeckungen, die nicht nur in der wissenschaftlichen Welt, sondern auch vor allen Dingen im großen Publikum begreifliches Aufsehen erregt hatten, von anderen Marsforschern bestätigt. Die Zeichnungen wichen aber voneinander so stark ab, daß sich bei den verschiedenen Beobachtern nur wenige Einzelheiten identifizieren ließen. Bedeutende Astronomen hielten diese Objekte daher für Täuschungen, denen die Marsbeobachter selbst gegen ihren Willen ausgesetzt waren, wofür sich auch in der Tat naheliegende Erklärungen aufdrängten. Diese sind aber erst zerstreut worden, nachdem es Lampland auf der Lowell-Sternwarte im Mai 1905 gelungen ist, einige Kanäle zu photographieren.

Die „Kanäle“ wurden vielfach als wasserführende Läufe aufgefaßt, und eine große Reihe von Leuten, darunter besonders viele Dilettanten, haben sich damit beschäftigt. Erklärungen für das Entstehen bezw. das Sichtbarwerden der Kanäle zu gewissen Zeiten und ihr Wiederver-

schwinden zu geben. Die Ausdauer und der Zuharismus, den manche dabei anwandten, sind bewunderungswürdig. Es dürfte daher auch nicht Wunder nehmen, daß die Tagespresse und die Zeitschriften eine Zeitlang mit Artikeln über den Mars und namentlich seine Bewohnbarkeit förmlich überschwenmt wurden. Jetzt ist diese Art gewichen, und man begegnet solchen Aufsätzen nur noch selten. Man ist den Phantasieereien gegenüber auch recht skeptisch geworden und viele Leute meinen, ins gerade Gegenteil umschlagend, darüber ließe sich gar nichts Vernünftiges mehr sagen. Unsere Ausführungen halten sich absichtlich von allen phantastischen Ausmaßungen fern und berücksichtigen nur das, was wissenschaftlich heute nicht auf Widerspruch stoßen kann. Und man kann, meine ich, eine ganze Menge darüber sagen, auch genug des Interessanten.

Mars bildete, wie gesagt, lange Zeit der Hauptnummelplatz für diejenigen Leute, die andere Himmelskörper durchaus bevölkern wollten. Und wir können es nicht leugnen, daß tatsächlich seine physischen Verhältnisse dafür eine ganze Reihe von Anhaltspunkten bieten. Wasser und Luft sind auf ihm vorhanden; man kann auch auf das Vorhandensein einer Vegetation schließen. Dazu die merkwürdigen Erscheinungen der „Kanäle“. Kein Wunder, daß man die letzteren mit vernunftbegabten Wesen in Verbindung brachte, sie als deren Werke ansah. Sonst hat man noch nichts beobachtet können, was auf Werke der ev. Bewohner schließen ließe. Dabei muß man allerdings bedenken, daß dortige Baumwerke Riesengröße haben müßten, wenn sie für uns noch sichtbar sein sollten — ein gewichtiger Grund, der auch gegen die Künstlichkeit der „Kanäle“ sprechen kann.

Tennoch wollen wir es freistellen, hier die Phantasie jedes Beschauers frei schießen zu lassen. Es ist ungerechtfertigt, an dem Gedanken festhalten zu wollen, daß wir die einzigen Lebewesen inmitten einer endlosen Welt des Todes sein sollten. Und da die Lebensbedingungen für den menschlichen Organismus auf dem Mars gegeben sind, so können wir hoffen, Brüder dort zu haben, die auf einer höheren Stufe der Entwicklung stehen als wir selbst. Mars selbst ist älter als die Erde, und der organischen Welt war dort schon mehr Zeit gelassen, sich zu entwickeln. Der schwerere Kampf um's Dasein, den die Natur des Mars seinen Bewohnern aufdrängt, den sie täglich hart und härter führen müssen, da die Abkühlung der Oberfläche schon viel weiter vorgeschritten ist als hier, hat sie, wenn sie existieren, sicher zu einer fortgeschritteneren Vollkommenheit geführt, als wir sie selbst bisher erreicht haben. Vielleicht können wir ihnen zutrauen, daß sie mit ihren Hilfsmitteln erhöhter Technik sich in den Kanälen, die von den meisten Marsforschern tatsächlich als wasserführende Rinnen angesehen werden, künstliche Wasserstraßen geschaffen haben. Betrachten wir das Ganze als ein Seitenstück zu unseren irdischen Verhältnissen, so würden wir etwa zu folgenden Schlüssen kommen. Die Oberfläche des Mars muß dank der ausnagenden und nivellierenden Tätigkeit des Wassers sehr flach geworden sein, die großen Berge sind durch das herabstürzende Wasser abgetragen worden, so daß auf der Oberfläche nur geringe Höhenverschiedenheiten herrschen können. Das führt zur Zeit der Schneeschmelze zu großen Ueberflutungen des Landes, wenn dem nicht vorgebeugt wird. Die Marsbewohner haben zu ihrem Schutze ihren Planeten mit einem riesigen und ausgedehnten Kanalnetz überzogen, durch welches sie nach einem einheitlichen Plane die Gewässer regulieren. Ein gewichtiger Einwand bleibt dann immer noch bestehen, daß nämlich die von uns als Kanäle angesprochenen Linien von im-

gehener Breite sein müssen. Sollen wir sie nämlich noch wahrnehmen können, so müssen sie nach dem jetzigen Stande der Fernrohrtechnik mindestens eine Breite von 20 Kilometer haben, und viele müssen breiter sein. Diese enorme Breite, der wir auf der Erde kein künstliches Werk zur Seite stellen können, kann kaum von Menschenhand geschaffen sein; technisch und ökonomisch wäre das für uns undenkbar. Da läßt sich aber entgegen, daß diese Breite nicht notwendig künstlich geschaffen zu sein braucht, daß sie das Wasser vielmehr selbst allmählich hergestellt hat. Beginnt die Schneeschmelze auf der einen Seite der Halbkugel, so muß das überschüssige Wasser zur anderen abfließen, ebenso wie wir zwischen Sommer und Winter bei uns auf der Erde ungeheure Wassertransporte feststellen können. Die gegen die Kanäle andrängenden Wasserfluten waschen diese aus und erweitern sie beständig. Nach der Schneeschmelze hört dies wieder auf und die Wasser treten in den Ufern wieder zurück. Das Land zu beiden Seiten der Kanäle ist dann mit einem breiten Schlammstreifen überzogen, der alsbald eine üppige Vegetation hervorbringen läßt, die uns den Lauf des Kanals nur wegen seiner Breite sichtbar macht. Auf diese Weise ist es möglich, eine ungezwungene Erklärung der eigenartigen Erscheinungen nach irdischem Vorbilde zu geben. Mag uns die Existenz des Kanalsystems eine starke Stütze sein für unseren Glauben, daß diese Werke intelligenter Wesen unserer Art sein können, so beweist uns nichts, daß diese dort noch leben und wirken; sie können schon längst untergegangen sein. Das vermögen wir bisher noch nicht zu entscheiden, weil wir keine direkten Anzeichen dafür haben. Das Vorhandensein des Wassers in allen drei Zustandsformen, in gasförmigem, tropfbar flüssigem und festem als Eis aber läßt uns darauf schließen, daß die Wärmezustände sich noch nicht so extrem zugespitzt haben werden, daß sie nicht noch die Existenz des Lebens und zwar in der Form des menschlichen Organismus gestatteten. (Schluß folgt.)

## Deutschlands Samenbau und Samenhandel.

Von Hermann Krafft.

Was die Samengärtnereien für die Heranzucht der Pflanzen selbst von Samen benötigen, das wird nur von hervorragend entwickelten Pflanzen geerntet, und dadurch wird eine gewisse Güte der Nachzucht gewährleistet.

Die meisten handeltreibenden Samengärtnereien üben neben mehr oder minder umfangreichen Eigenbau auch noch sogenannten Auftragsbau. Die Ländereien der Gärtnereien reichen nicht aus zur Anzucht der erforderlichen Pflanzen, darum beauftragen diese Geschäfte andere Gärtnereien mit dem Anbau der erforderlichen Pflanzen. In der Umgegend der beiden Samenhandelszentren sind viele Landbesitzer in dieser Art für die großen Samenfirmen tätig. Doch greift dieser Auftragsbau weit in das ganze Reich hinein, ja er wird selbst im Auslande betrieben. Auch der im Auftragsbau gewonnene Samen wird als „Erfurter“ bezw. „Quedlinburger“ geführt und das mit vollem Rechte. Die Saatgut wird in solchen Fällen stets von der den Auftrag erteilenden Großfirma geliefert. In den meisten Fällen hat ein Angestellter des Auftraggebers die Ländereien für den Anbau besichtigt und die Aussaat und Bestellung erfolgt unter dessen Aufsicht. Die ganze Ernte ist an den Auftraggeber abzuführen. Für seine Bemühungen erhält der Auftragnehmer eine Entschädigung,

welche mit dem Ausfall der Ernte steigt und fällt.

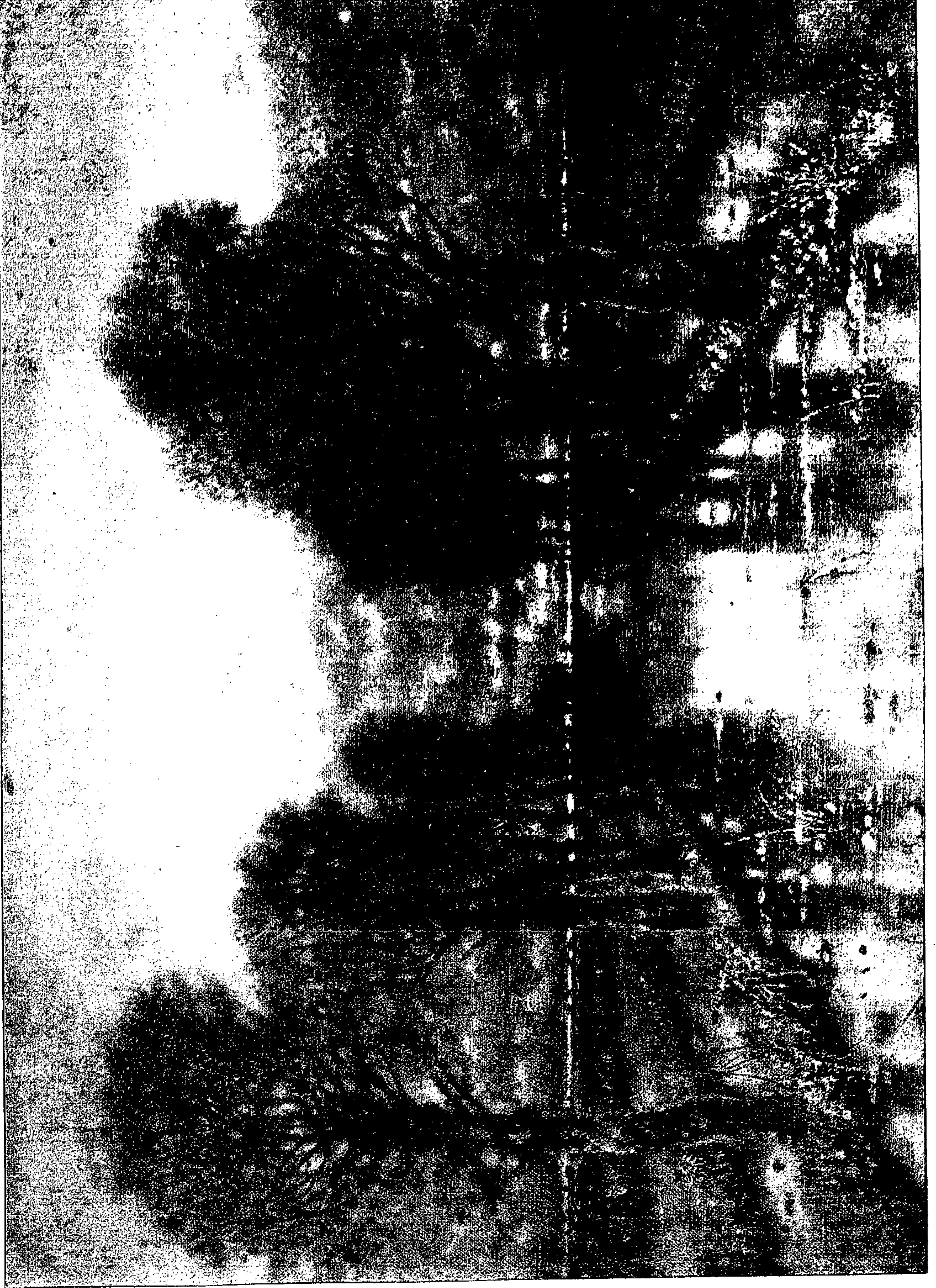
Der Auftragsbau im Auslande — hier kommt namentlich Frankreich in Betracht; aber auch in Italien, Nordafrika, in Holland, England und selbst in Nordamerika wird Auftragsbau betrieben — umfaßt naturgemäß solche Samenreien, die bei uns nur schlecht oder gar nicht zur Reife gelangen. Von dem Umfange und von der Bedeutung dieses Auftragsbaues kann man ungefähr eine Vorstellung gewinnen, wenn man hört, daß eine Samengärtnerei mit etwa 50 Hektaren eigenen Ländereien allein 14 selbstständige Betriebe am Orte ihres Sitzes mit Saatgut für den Auftragsbau versorgt. Insgesamt sind rund 100 Züchter, die über den ganzen Erdball verteilt wohnen, für die Firma tätig. Die gesamten Ländereien, auf denen für dieses eine Geschäft Samen herangezogen werden, zählen nach Tausenden von Hektaren.

Dieser Auftragsbau leitet über zum Samenankauf. In allen Ländern gibt es kleinere und größere Betriebe, die auf eigenes Risiko Samen bauen und die Ernte an die Großfirmen verkaufen. Hier steht es dem Samenbauer vollständig frei, das anzupflanzen, was ihm beliebt, er wird selbstverständlich die Konjunktur auszunutzen versuchen und das anbauen, was ihm den meisten Profit verspricht. Erklärlicher Weise fehlt es diesen Züchtern für gewöhnlich an der erforderlichen Uebersicht über die jeweiligen Marktlage im Samenhandel und so gerät es ihnen in den seltensten Fällen, daß sie einen „guten Zug tun“. Solcher Eigenbau bedeutet für den Produzenten durchweg ein riskantes Geschäft; der Auftragsbau übende Züchter steht sich meistens günstiger, zum mindesten ist sein Erwerb ein sicherer, mag dieser manchmal auch nur ein bescheidener sein. Beim Eigenbau kann es vorkommen, daß der Produzent für seine Ernte keinen Abnehmer findet.

Mit dem Eigenbau, dem Auftragsbau und dem Ankaufen von anderen Samenzüchtern haben die großen Samenfirmen die Herkunftsquellen ihrer Samereien aber keineswegs erschöpft. Eine ganze Reihe von Samenankäufern ist weiter für diese Firmen tätig, um entweder auf Bestellung oder auf eigenes Risiko Samen in der „Wildnis“ zu sammeln. Solche Sammelgebiete liegen nicht nur in fernen, von aller Kultur weit abgelegenen Zonen, sondern auch in den deutschen Fluren und Wäldern; wird vieles von Samen gesammelt, das dem Handel zugeführt wird.

Um eine Kontrolle über die Güte jener Samereien zu erhalten, die von den Großgärtnereien nicht im Eigenbau gewonnen wurden, wird von allem, was aus dem Auftragsbau und vom Ankauf stammt, eine sogenannte Sortimentsprobe gemacht. Ein kleines Quantum der in Betracht kommenden Samereien wird ausgesät und angepflanzt, um beobachtet werden zu können. Im Sommer kann man dann in diesen Gärtnereien viele lange Beete sehen, die mit den verschiedenartigsten Pflanzen bestellt sind; von jeder Sorte immer nur wenige Dutzend. Die einzelnen Gruppen sind durch ein Etikett gekennzeichnet, das dem Gärtner sagt, aus welcher Quelle der jeweilige Samen stammt. Diese Sortimentsproben rauben der Produktion viel Land, denn geerntet wird von diesen Pflanzen für gewöhnlich nichts, allein sie sind im Interesse des Samenhandels geboten. Der Gärtner erhält dadurch ein Urteil über die Qualität seiner Lieferungen und er weiß, wie er seine eigenen Abnehmer bedient hat.

Am Samenhandel sind neben jenen Gärtnereien, die ausgedehnten Eigenbau betreiben, auch noch etliche rein kommerzielle Betriebe tätig. Derartige Geschäfte gibt es in den verschiedensten Städten des Reiches, sie sind, da sie unabhängig von der Güte des Kulturbodens sind, an keine Lage gebunden. Begreiflicherweise



mangelt es in Erfurt und Quedlinburg nicht an solchen Samenhandlungen. Manche derartige Geschäfte geben umfangreiche Kataloge heraus, ohne einen Quadratmeter Samenbau zu betreiben; sie kaufen lediglich auf.

Der Samenhandel ist zweifacher Natur: Die großen Samengärtnereien und -Handlungen verkaufen meistens sowohl an Wiederverkäufer wie auch an die eigentlichen Konsumenten, das sind Gärtner und Gartenbesitzer. Die Gärtner, die durchweg größere Mengen von Samen kaufen, zahlen für gewöhnlich die Preise, die der Wiederverkäufer zu zahlen hat. Nur ganz vereinzelte Großfirmen betreiben entweder ausschließlich den Handel an Wiederverkäufer oder an Privatkundschaft. Daß diese großen Samengärtnereien neben dem Großhandel auch noch den Detailhandel pflegen, hat einmal seine Begründung in der geschichtlichen Entwicklung des Samenhandels, dann sprechen ferner wirtschaftliche Gründe mit. Die Detailpreise sind im Gegensatz zu den Engrospreisen außergewöhnlich hoch, es sind oft tatsächlich „Apothekerpreise“. Der kleine Konsument braucht nur eine winzige Menge von Samen. Die diesem Bedürfnis entsprechende „Portion“ oder „Prise“ — so lautet die technische Bezeichnung für das kleinste abgebbare Maß — hat für gewöhnlich nur einen Wert von 1 bis 2 Pfennigen. Als der Mindestverkaufspreis hat sich ein Satz von 10 Pf. herausgebildet. Samen, die im Großhandel pro Kilo mit 1 Mk. gehandelt werden, kosten im Kleinhandel 10 Pf. für 20 Gramm. Diese Menge wird vom Konsumenten recht häufig noch nicht einmal aufgebraucht. Wenn man für eine Ware, die im Großhandel 1 Mk. kostet, auf dem Wege des Kleinhandels 50 mal 10 Pf. also 5 Mk. bekommen kann, so ist das ein Geschäft, welches allerlei Spesen vertragen kann. Dies haben auch solche Firmen eingesehen, die ursprünglich nur Großhandel betrieben; sie geben jetzt auch Detailkataloge heraus.

Deutschlands Samenhandel findet seine Absatzgebiete nicht nur im Inlande, er umfaßt so ziemlich die ganze Erde. Es sind ganz nette Summen Geldes, die alljährlich für Sämereien nach Deutschland fließen. Im Jahre 1907 stellten sich die Werte für die Ausfuhr von einigen Sämereien wie folgt: Blumenamen 760 000 Mk., Gemüsesamen 805 000 Mk., Runkelrübensamen 1 466 000 Mk., Zuckerrübensamen 13 196 000 Mk. Die Menge unserer Blumenamenausfuhr bezifferte sich im Jahre 1907 auf 1380 Doppelzentner, jene bei Gemüsesamen auf 14 554 Doppelzentner. Ein Vergleich dieser Mengen mit den entsprechenden Werten zeigt eine wesentlich höhere Preisbestimmung bei den Blumenamen. Die land- und forstwirtschaftlichen Sämereien stehen im Preise noch hinter den Gemüsesamen zurück. Der eben genannten Ausfuhr steht eine Einfuhr von 579 Doppelzentnern Blumenamen und 6819 Doppelzentnern Gemüsesamen gegenüber. Das ergibt ein gewaltiges Mehr zugunsten der Ausfuhr. Die Hauptabnehmer unserer Blumenamen sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 532 und Großbritannien mit 311 Doppelzentner, dann folgt Oesterreich-Ungarn. Die wesentlichsten Abnehmer unserer Gemüsesamen sind

Oesterreich-Ungarn	mit 3870 Doppelzentnern
Rußland	„ 3048 „
Frankreich	„ 1512 „
Vereinigte Staaten	„ 1138 „
Großbritannien	„ 1068 „
Schweiz	„ 817 „
Dänemark	„ 575 „
Belgien	„ 495 „
Niederlande	„ 319 „

Unsere größten Samenlieferanten sind Frankreich mit 236 Doppelzentner Blumen-

samen und 3855 Doppelzentner Gemüsesamen und die Niederlande mit 154 Doppelzentner Blumenamen und 1968 Doppelzentner Gemüsesamen. Sämtliche Zahlen stammen aus dem Jahre 1907.

Für die Bedeutung der gesamten Eigenproduktion und des Handels überhaupt können diese Zahlen keinen richtigen Wert besitzen; es ist überhaupt unmöglich, hierfür mit zuverlässigen Zahlen aufzuwarten, da für alles das, was im Reiche selbst verbraucht wird, keinerlei Zählung existiert. Die Gärtnerstatistik vom Mai 1906 versagt hier vollständig, da der Samenbau nicht von den anderen Betriebsarten ausgegliedert ist. Man ist für den Umfang der Produktion mithin vollständig auf Schätzung angewiesen. Und das Schätzen ist hier eine eigenartige Sache. In Erfurt umfaßten die Gärtnerbetriebe im Mai 1906 insgesamt 780,77 Hektar. Was hiervon lediglich für den Samenbau in Betracht kommt, wird zwischen 600 und 700 Hektar liegen. Der Ertrag der Ernte einer einzigen Pflanzenart, der Leboje, die allerdings zu den bedeutendsten Erfurter Samenkulturen zählt, mag auf 3—400 000 Mk. im Jahre geschätzt werden.

Der Ursprung des deutschen Samenbaues zum Zwecke des Handels ist in Erfurt zu suchen. Für diese Stadt läßt sich der Gartenbau schon im Jahre 1133 urkundlich nachweisen. Auch der Samenbau im besonderen hat hier ein verhältnismäßig hohes Alter. Bereits im 17. Jahrhundert ist Rettigsamen als erste von Erfurt exportierte Sämerei nach Rußland verschifft worden. Mohnsamen und Anissamen wurden gleichfalls schon vor mehr denn 100 Jahren von Erfurt ausgeführt. Die Mohnsamenproduktion zu Ende des 18. Jahrhunderts wird für Erfurt und die umliegenden Dörfer auf 5—6000 Zentner jährlich veranschlagt; für Anissamen werden 3000 Zentner zum Werte von 10 500 Talern angenommen. Die Sameneinfuhr nach Erfurt läßt sich für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts nachweisen. Um diese Zeit bezog Erfurt seinen Blumenkohlsamen von der Insel Cypern. Diese Blumenkohlsameneinfuhr hat lange angehalten, bis es endlich Erfurter Züchter gelang, selbst brauchbaren Samen zu ernten, und jetzt ward der Erfurter Blumenkohlsamen ein begehrter Handelsartikel. In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts wurde von Erfurt aus der erste Samenkatalog versandt. Etwas zeitiger liegt der Beginn der Samenzucht bei Blumenpflanzen. Merkwürdigerweise waren es nicht Gärtner, sondern Privatleute, Blumenliebhaber, die vor den Fenstern ihrer Wohnhäuser und im Garten Pflanzen zur Samengewinnung heranzogen. Nelke, Mürfel und Leboje sind die ersten solcherart in Pflege genommenen Blumenpflanzen. Im Jahre 1756 wurde das erste größere Geschäft gegründet, das neben anderen Gartenbauartikeln auch Blumen- und Gehölzsamen anbot. Diese Blumenamenzucht nahm schnell an Umfang zu, immer mehr Blumen wurden in ihr Bereich eingezogen. Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts setzte eine Firma jährlich für 1500 bis 1800 Mk. Lebojensamen um. In dieselbe Zeit fällt das Entstehen der Blumenfelder. Der Samenbau hat sich von Anfang an spezialisiert derart, daß jeder Züchter danach trachtete, eine andere Blumenart in Spezialkultur zu besonders hoher Entfaltung zu bringen. Einen wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung des Samenhandels und in rückwirkender Folge auch auf den Samenbau mußte die Errichtung der Eisenbahnen ausüben, und wie umfangreich heutigen Tages der Handel in Sämereien sein muß, das mag daraus ermessen werden, daß eine einzige Erfurter Samengärtnerei in ihrem Kataloge weit über 13 000 verschiedene Sämereien zum Kaufe anbietet.

Vollständig unabhängig von den beiden Zentren der Sameninteressensphäre hat sich in einzelnen Gegenden Deutschlands, gleichfalls schon vor langer Zeit, eine Art des Samenbaues und -Handels herangebildet, die zwar nur lokaler Natur ist, aber dennoch eine gewisse volkswirtschaftliche Bedeutung besitzt. In Bardowick, einem Orte von etwa 2000 Einwohnern zwischen Lüneburg und Hamburg, wird seit Jahrhunderten Samenbau und Samenhandel getrieben. Bardowick betreibt von altersher umfangreichen Gemüsebau, allein nach Hamburg gehen jährlich  $4\frac{1}{2}$  Millionen Kilogramm. Die meisten Gemüsebauer ernten ihren Samen selbst, und zwar ernten sie über den eigenen Bedarf. Dieser Ueberschuß wird zur Winterszeit auf dem Wege des Hausierhandels in die weitere Umgebung abgesetzt. Oft bleiben die den Handel ausübenden Männer monatelang unterwegs. Fast jeder Händler hat seinen besonderen „Strich“, den er mit Sämereien versorgt. Es gibt dort Familien, die urkundlich nachweisen können, daß sie seit der Reformationszeit in einer Gegend Hausierhandel betreiben. Die Güte der vertriebenen Sämereien garantiert den Händlern eine sichere Kundschaft, und die regelmäßigen Käufer Bardowicker Sämereien sind nicht zu bewegen, von anderwärts Saatgut zu beziehen. Da die Samen von guten und akklimatisierten Sorten stammen, so wird in der ganzen Umgebung ein gleich vorzügliches Gemüse gezogen. Das ist für die Versorgung der Großstädte mit Lebensmitteln bedeutungsvoll. Andererseits findet der Produzent durch den Hausierhandel eine nutzbringende Verwertung seiner sonst im Winter brachliegenden Arbeitskraft. In ähnlicher Weise wird noch an anderen Stellen des Reiches Samenbau und Handel ausgeübt.

Zum Zwecke der Prüfung auf Keimfähigkeit und der Wertbestimmung von Saatgut sind in jenen Städten, die zu den ersten Märkten des rein kommerziellen Großhandels mit Saatgut zählen, Saatkontrollanstalten entstanden. So wurde in Hamburg dem städtischen Laboratorium für Warenkunde 1891 eine Abteilung für Samenkontrolle angegliedert, wo die Prüfung der Sämereien nach den neuesten und bewährtesten Methoden, sowie mit sicheren Apparaten erfolgt.

So wenig für den Umfang des Samenbaues sicheres Zahlenmaterial zu erbringen ist, ebensowenig läßt sich ziffernmäßig nachweisen, wieviel Personen im Samenbau und Samenhandel tätig sind. In Erfurt mögen durchschnittlich im Jahre 2000 Personen in diesem Berufe tätig sein; davon sind Dreiviertel Männer. Dazu dürften noch 3—400 Schulkinder kommen, die während der Schulferien auf den Blumenfeldern fargen Verdienst finden. Die preussische Statistik vom 2. Mai 1906 weist für diesen Tag 2646 im Gärtnergewerbe tätige Personen nach. In dieser Zahl, die gegen den Jahresdurchschnitt zurücksteht, sind alle Zweige des Gartenbaues einbegriffen. Das Verhältnis des gelernten zum ungelerten Personal stellt sich auf 1:3. In Quedlinburg mögen etwa 2500 Personen und gegen 900 Kinder in Betracht kommen; davon ist mehr als die Hälfte in einem Betriebe tätig. Für andere Gegenden fehlt jeder Anhalt zu einer auch nur annähernd brauchbaren Schätzung, da nur in vereinzelten Fällen eine reinliche Scheidung zwischen Samenbau und -Handel einerseits und den übrigen Betriebsarten des Gartenbaues andererseits besteht.

Die Entlohnung der hier in Betracht kommenden Arbeiter ist durchweg keine glänzende, wie ja anerkanntermaßen im Gartenbau nur minimale Löhne gezahlt werden. Dennoch fällt es gerade in den Zentren des Samenbaues der gewerkschaftlichen Gärtnerorganisation immer noch herzlich schwer, festen Fuß zu fassen.

## Cholera.

Eine Hamburger Erinnerung von A. Möller.

(Schluß.)

Mit dem Durst muß ich fertig werden. Ein wenig trotzig bin ich auch. Ich nehme mir vor, unter keinen Umständen von der Schwester ein Getränk zu verlangen, erst wenn sie mir selbst etwas anbietet, werde ich nehmen. Ubrigens hat sie ja gesagt, ich bekäme doch nichts, wenn ich auch fordern würde. War das ihr Ernst — und zum Spassen schien sie wahrhaftig nicht aufgelegt — dann kann es mir ja recht einmal etwas nützen, wenn ich schwach werde und bitte.

Ich suche also den Durst zu vergessen. Das ist aber leichter gesagt, als getan. Alle möglichen Getränke fallen mir ein. Bald erlapse ich mich dabei, daß ich in Gedanken Kaffee trinke. Aergertlich verscheuche ich diesen Einfall, aber gleich darauf trinke ich schon wieder Bier. Ich besinne mich und ärgere mich noch mehr. Wie kann ich denn nur solchen Unsinn denken? Habe ich denn an nichts anderes zu denken? Zu verlieren habe ich ja nichts. Die Eltern sind alt. Der Gram um meinen Tod kann sie vielleicht einige Jahre zu früh von ihrem armseligen Leben befreien. Das ist ja gut. Mein einziger Bruder hat sich mit vierzehn Jahren zum Sterben hingelegt, anstatt zu leben, um mit mir zusammen den Alten ihr verpöhtes Dasein neu aufzubauen. Schwestern habe ich nicht. Braut? — ach, da muß ich beinahe lachen. Miina, Rosa, Emma, Marianne, Wilhelmine, Sophie. — — — hör auf! Bräutel Ja — es waren ihrer viele . . . Schätze hatte ich viele gehabt. Alle waren sie mir eine Zeitlang sehr gut gewesen. Alle waren sie mir aber auch untreu geworden. Sie hatten ganz recht. Sie wollten sich den Augenblick nicht von meinen nüchternen Zukunftsbestrebungen träuben lassen. Wenn sie später weinen gelernt haben — nicht das Weinen des Kindes, sondern das des verateten, gequälten Weibes, dann denken sie wohl Deiner wieder und manche Träne gilt dann Dir. Ach, wie dumm war ich doch damals, so denken sie dann alle Tage. Ein Licht nur erhellt das Dunkel ihrer Trauer: die Erinnerung, daß sie wenigstens an jenem Abend, an jener Stelle, unter diesen Bäumen nicht dumm waren. Die Stunden, in denen sie Dir gehörten und Du ihnen, leben sie nun in Gedanken immer wieder durch. Den Trost kann ihnen niemand nehmen . . .

Aber, an was ich immer denke, es nützt nichts. Der Durst nimmt zu, wird so fürchterlich, daß sich die Gedanken zu verwirren beginnen. Da kommt ja mein Mütterlein mit Kaffee. Ich will zugreifen, nun ist sie verschwunden. Wie im Starrkrampf liege ich. Der junge Mediziner tritt an mein Bett und steht lange, lange. Von meinem Durst weiß er nichts. Er faßt meine Hand. Dann blickt er hinüber zum Galgen. Da vergesse ich wieder allen Durst; eine gewaltige Angst packt mich. Ich will schreien, aber kein Wort bringe ich heraus, keinen Laut. Nun wird er wohl mit der Kochsalzlösung kommen. Da ruft ganz vom anderen Ende der Parade die Schwester. Dort unten muß irgend etwas für den Arzt zu tun sein, denn er geht. Kaum ist er fort, da steht die Schwester an meinem Bett. Nur ein Wort flüstert sie mir zu: schlafen. Weg ist sie wieder. Schlafen? Oh da blüht mir ein Gedanke durchs Hirn: ich werde den Schlaf markieren. Wecken wird der Doktor doch einen Schwerkranken nicht um des Galgens willen. Mit geschlossenen Augen und möglichst regelmäßigen Atemzügen liege ich nun da. Manchmal suche ich unter den Linienbreit geöffneten Lidern hervor den Arzt. Wenn ich ihn an

einem der Betten in meiner Nähe erblicke, mache ich schnell wieder die Augen fest zu. Dicht an mich heran ist er nicht mehr gekommen an diesem Tage. Es geht schon auf den Abend zu. Nachts ist er nicht da. Er hat noch einmal von Weitem nach mir hingesehen und wohl an den Schlaf geglaubt. Dann wird er mich vergessen haben. Ständig dreißig Kranke beaufsichtigen, die dem Oberarzt zur Entlassung Vorzuschlagenden auszuwählen, die Eingelieferten besichtigen, bei den Gestorbenen den Tod feststellen — ach, er hat Beschäftigung genug. Und für den Galgen findet er immer Wache. Schlafende braucht er nicht zu nehmen. — Der Arzt ist gegangen. Die Lichter brennen längst. Still wird es keine Minute in der Parade, aber es ist doch ruhiger, als am Tage. . .

Es ist elf Uhr nachts. Ich bin nicht mehr derselbe. Der Durst quält mich nach wie vor. Aber die Kälte ist aus meinen Gliedern gewichen. Dagegen hat die fürchterbare Hitze im Magen nachgelassen. Gestern um diese Zeit: außen Frost und innen Hitze. Jetzt treibt Schweiß aus meinen Poren und im Magen fühle ich nicht mehr so arg das Brennen. Ich habe im Halbschlummer gelegen. Jetzt bin ich wach und denke auf einmal daran, daß ich wohl wieder gesund werde. Der Selbsterhaltungstrieb erwacht. An der Cholera werde ich, meiner Meinung nach, wohl nicht mehr sterben. Aber ich fürchte im Ernst zu verdürsten. Mein Nebenmann trinkt Tee. Ihm hat die Schwester welchen gebracht, mir nicht. Ich wollte sie trotz meines Versprechens jetzt bitten, mir doch etwas zu trinken zu geben, aber da war sie schon wieder fort. Ganz fort, gar nicht mehr in der Parade zu sehen. Nusen mag ich nicht. Sie wird wohl ein wenig schlafen. Ihren Schlaf möchte ich aber nicht stören. Ich habe ja auch gehört, daß sie meinem Nachbar, den es anscheinend schwer gepackt hatte, sagte, sie würde in einer Stunde wieder nach ihm sehen. Noch einmal raffe ich all meine Energie zusammen: Du mußt es diese Nacht ohne Getränk aushalten. Wenn die Schwester schon in einer Stunde wieder kommen will, dann braucht sie ja wohl gar keinen Schlaf, denn als ich morgens vor Sonnenaufgang eingeliefert wurde, war sie doch auch da. Den ganzen Tag war sie nicht fort. Kann die ohne Schlaf leben, dann wirst Du es auch die Nacht noch ohne Getränk aushalten können.

Aber bald sehe ich ein, daß ich es nicht aushalten kann. Trinken muß ich — und wenn es mein Tod ist. Wie sonderbar, daß ich auf den Gedanken kommen kann: und wenn es mein Tod ist.

Ich fange also jetzt wieder an, wie normale Menschen den Tod als etwas sehr Schlimmes zu betrachten. Nusen will ich sie nicht, aber sobald sie kommt, will ich ihr sagen, daß ich unbedingt trinken muß. Sie wird einsehen, daß man ein unmenschliches Versprechen nicht zu halten braucht. — Wieder liege ich im Halbschlummer. Ein lauter Ruf schreckt mich auf. Uha — mein Nachbar stirbt. Der Dritte, den ich in diesem Bett sterben sehe. Ich drehe mich auf die linke Seite und schaue ihm ins Gesicht. Da fällt mein Blick auch auf den Stuhl an seinem Bett. Oh dort auf seinem Stuhl — eine volle Tasse Tee —. War denn die Schwester schon da? Wahrhaftig, sie muß da gewesen sein, denn die große Wanduhr zeigt ja schon bald eins.

Ach du klägliches Leben! Welcher Brutalität ist das Menschentier nicht fähig, wenn es Dich verteidigt. Im Ranne der Cholera war

ich ein sterbender Mensch. Sie mußte mich lassen. Jetzt bin ich eine Bestie, die leben will. Gierig starre ich auf die Tasse. Der Sterbende sieht meinen Blick. Er versteht, was ich will. Aber es ist kein Tee, nicht meiner, und ihn dürstet wohl ebenso, wie mich. Die bebende Hand macht Anstrengung, die Tasse zu erlangen. Sie hat die Kraft nicht mehr. Ich glaube meine Augen funkeln, wie die eines Raubtieres.

Aber ich will ihn erst sterben lassen. Ich werfe mich auf die andere Seite. Da höre ich auch schon den Kluck der sich streckenden Glieder, den letzten Kluck. Sofort habe ich mich wieder auf die linke Seite gedreht. Ich sehe seinen Mund weit offen stehen. Groß starren mich seine Augen an. Die Hand hängt schlaff am Rand seines Bettes herab. Ich ergriffe die Tasse. Schneller als man es denken kann, ist der Tee hinuntergestürzt und die Tasse wieder hingestellt. Wie das schmeckt! Mein fürchterlicher Durst scheint durch diese eine Tasse Tee ganz gestillt. Nun lehrt die Scham mir wieder: Du hast den Toten beraubt und die Schwester belogen. Du bist feige und schlecht, sagt die eine, nein Du bist krank, immer noch schwerkrank, eine andere Stimme. Ich sehe die Schwester kommen. Schnell schließe ich die Augen. Ich würde die Schwester jetzt nicht ansehen können. An mein Bett tritt sie zuerst. Vielleicht würde sie mir jetzt von selbst Tee gegeben haben, wenn ich nicht den des Toten gestohlen hätte. Um mein Bett geht sie herum und steht jetzt zwischen der Leiche und mir. „Der ist tot und der schläft“, murmelt sie für sich. „Hu, hu — vorhin stellte ich die Tasse Tee hier hin. Ich begreife nicht, wie der die noch vor seinem Tod ausgetrunken haben kann“. Trotzdem ich die Augen kraupfhaft schließe, meine ich deutlich zu sehen, wie sie mich forschend betrachtet. Endlich höre ich ihre Schritte und weiß nun, daß sie sich entfernt.

Müde bin ich jetzt, ach so müde. Und wieder so schwach. Jetzt könnte ich nicht mehr hinüberlangen, um die Tasse zu holen. Bald sinke ich in tiefen, traumlosen Schlaf. —

Die Sonne scheint hell durch die Fenster, als ich erwache. Das Bett des Toten ist leer. Vor mir steht die Schwester. Ihrem frischen Gesicht sieht niemand an, daß sie jede Stunde in der Nacht einen Rundgang durch ihre Parade gemacht hat. „Na, wollen wir es jetzt mal mit Kaffee oder Tee versuchen“, fragte sie heiter. „Ich würde Ihnen sehr dankbar sein“, antwortete ich ehrlich.

Ich habe nicht mehr gebrochen, auch keinen abnormalen Durst mehr gehabt, aber gegessen habe ich meines Wissens in vierzehn Tagen noch so gut wie nichts.

Nach zwei Wochen wurde ich entlassen: Zur Schonung, nicht zur Arbeit. Spazieren gehen, mit leichter Kost wieder das Essen lernen, Diät halten . . . so lauteten die Ratichläge des Oberarztes.

Als ich in meinen Pferdestall kam, fand ich ein zweistöckiges Hinterhaus, in dem polnische Arbeiter mit Weib, Kind und Kranichen gewohnt hatten, menschenleer. Nicht ein Bewohner dieses Hauses ist wiedergekommen. Ob sie alle in den Massengräbern liegen oder zum Teil als Gefunde aus den Paraden abgereift sind — ich weiß es nicht. In den Zimmern liegen, zum Skelett abgemagert, die Kranichen herum. Holz und Leder hatten sie angefreßen. Wir haben sie in unseren Stall gesetzt, wo sie sich bald erholt. Niemals sind die Tiere reklamiert worden.

## So atmet die Welt . . .

So atmet die Welt — wie dieses Meer.  
Aus grauem Horizont  
pulst Welle mir auf Welle her,  
vom Abendlicht besonnt.  
In sanftem Schlage wogt und bebt  
sie zu des Ufers Rand,  
und eine weiße Perle schwebt  
aufsteigend in den Sand.

Dort hinten aus dem grauen Tor  
ringt Leben sich um Leben;  
flieh, wie sie schäumend sich empor  
in breitem Fluge heben.  
Sie atmen tief und weit und schwer  
in mächtigen Atemzügen . . .  
und vollen müde zu dir her,  
als ob sie Lasten trügen.

Ein Klingen wandert am Ufer hin  
von Saiten, die zerspringen;  
von lezten, leisten Söhnen, die  
sich endlos weiterschwingen.  
Mir ist, als sei's so ewig geschahn  
und müßte ewig so dauern.  
Der Tag, er ist am Untergehn,  
und schwarze Schatten lauern . . .

Ernst Dreczang.

**Der „Pelzmärte“ und der „Klos“ in Schwaben.** In den Volksbräuchen, die noch jetzt vielfach, besonders in Schwaben, an den beiden Tagen der Heiligen Martin (11. November „Martini“) und Nikolaus (6. Dezember) üblich sind, ist die ehemalige Bedeutung derselben als Winterfeiern unverkennbar. Als allgermanischer oder alemanischer Wintergott kennzeichnet sich jede der beiden Figuren, der „Pelzmärte“, wie der „Klos“, und vermutlich erklärt sich die Doppelfigur daraus, daß in den rauheren Gegenden, wo sich der Winter früher einstellt, dessen Ankunft schon am 11. November, in den milderen erst am 6. Dezember gefeiert wurde, weshalb gewöhnlich in den Ortschaften, wo man den einen feiert, nicht auch der andere gefeiert wird. Als Personifikation des Winters charakterisieren sich beide durch ihr rauhes Äußeres und schreckhaftes Auftreten.

Der „Pelzmärte“, von einem Burschen dargestellt, erscheint in Pelz oder in grobes, graues Tuch gekleidet, mit Schellenriemen um den Hals (offenbar die Schlittenschellen andeutend) und einer Mute in der Hand. Ganz ähnlich tritt der „Klos“ auf, der auch „Pelznidel“ heißt.

„Pelzmärte“ und „Klos“ wenden sich an die Kinder, wie häufig entthronte Götter ihre Existenz weiterreifesten als Puppen für die Jugend und für die Poeten. Und dem Doppelcharakter des Winters gemäß, kommen sie mit Bescherungen guter Gaben für die braven, folgamen, und bedrohen die widerspenstigen Kinder mit Büchtigungen.

Der „Pelzmärte“ kommt in die Häuser und beschenkt die braven Kinder mit Nüssen, Märtensweden (Semmeln) oder Märtensschiffchen, ein viereckiges, mürbes Gebäck. Bei Ravensburg und Saulgan besteht noch die „Schlampwoche“ der Dienstboten, von schlampen, schlampampen: gut essen und trinken. Sie schließt mit dem Sonntag nach Martini, an dem Kinder und Dienstboten mit Küchlein (Schmalzbackwerk), Kaffee, Bier, Käse und Hühnerbrot (Hühner = gedörrtes Obst) bewirtet werden. Auch der Märtesbraten, die gebratene Martinigans, spielt da und dort bei den Schmausereien eine Rolle.

Der „Klos“, auch bald der gute, bald der böse Klos geheißen, mehrfach auf einem Esel reitend, hat gewöhnlich zwei Begleiter in allerlei Vermutungen. Er selbst ist in der Gegend von Balingen mit Stroh eingebunden — ebenfalls winterliches Attribut — oder in ein weißes Hemd gekleidet (Schnee), trägt einen Kochtopf auf dem Kopfe und reitet auf einem Schimmel. Bei Blaubeuren tritt er in einer Kuhhaut mit Hörnern auf, oder in einer Dachs- schwarte, anderwärts in Vossgestalt.

Auch der „Klos“ erkundigt sich nach der Auf- führung der Kinder und beschenkt die braven mit Äpfeln, Birnen, Nüssen, die er in einem Sack mit sich führt, auch mit allerlei Gebäck in verschiedenen Formen: Kloseuzingen, Klosenmännlein und Weiblein, Klosewägeln, Hühnerbrot, Sprengerlen (kleine Pfefferkuchen) u. s. f. — In manchen Orten finden die Kinder am Nikolausmorgen noch Spielzeug, Obst und andere Geschenke vor, die der „Klos“ in der Nacht, während sie schliefen, gebracht hat. Zu diesem Behufe stellen sie am Vorabend Schüsseln auf. Auch spenden sie dem Esel des „Klos“ Heu

und Mühen, die sie abends vor die Haustür und vors Fenster legen. In einigen Orten folgen noch im Laufe des Tages Geschenke von Verwandten und Kalen, so daß der „Klose tag“ als der höchste Freuden- und Bescherungstag für die Kinder gilt, nicht Weihnachten. An drolligen Kinderverslein fehlt es dabei nicht. Auch die Dienstboten sind an der Feier beteiligt, der Tag ist für sie vielfach arbeitsfrei.

Eigentümlich gestaltet sich die Feier im württembergischen Schwarzwald und am oberen Neckar durch das „Klose jagen“. Unter Peitschenknallen werden zwei Klosemännlein von der Jugend durch die Straßen gejagt, die Bejagten schlagen die Kleinen Verfolger, soweit sie sich erwischt lassen, und geben ihnen dann Süßigkeiten.

**Nachdruckprozesse im 16. Jahrhundert.** Der Buchernachdruck ist so alt wie der Buchdruck selbst. Kaum hatte sich die neue Kunst eingebürgert und angefangen, sich als lukrative Erwerbsquelle zu erweisen, so begann die literarische Strauchdieberei struppelsoßer Geschäftsjäger und damit auch selbstverständig die Nachdruckprozesse.

1533 klagte der Straßburger Buchdrucker und Buchhändler Schott gegen den Frankfurter Drucker Egenolph vor dem Kammergericht zu Speyer wegen Nachdruckes eines botanischen Wertes. In seinem Klagemandat sagt der Kläger, er habe im Jahre 1520 vom Kaiser zu Worms das Privileg erhalten, daß niemand seine in Druck gegebene Werke durchs ganze Römische Reich binnen 6 Jahren vom Tage der Edition jedes Wertes an nachdrucken oder zu feilem Verkaufe vorlegen solle. Im Jahre 1530 sei dann auf dem Reichstage zu Augsburg dem hochgelehrten Jakob Spiegel, Dr. der Rechte, auf ein zu editieren- des Werk sowohl für sich als für denjenigen, der dasselbe in den Druck bringen würde, die Freiheit erteilt worden, daß niemand im Römischen Reiche 5 Jahre nach Ausgang des Wertes bei Strafe von 5 Mark lötligen Goldes dasselbe drucken dürfe. Dr. Spiegel habe, wie das aufgelegte Dokument erweise, das Werk dem Kläger zum Druck übergeben. Er habe mit großen Kosten und Mühe alle Kräuter durch Hans Widch, Bürger und Maler zu Straßburg, abkonterfeien lassen und im Jahre 1530 in den Druck gebracht. Zugleich aber, um gegen Nachdruck ganz sicher zu sein, auch seinerseits sich ein Privileg auf bestimmte Zeit geben lassen. Beklagter habe ihm nun alle Kräuter abkonterfeiet, nachreihen und nachschneiden, von Strich zu Strich verjungen lassen und sein Werk als ein neues in der Frankfurter Messe offenen Marktes verkauft, wodurch er ihm nicht nur großen Schaden zugefügt, sondern sich auch der angebrohten Pön schuldig gemacht habe.

Der Frankfurter aber wollte von einer Schuld seinerseits nichts wissen. Die Klage sei völlig unbegründet. Sein Werk sei aus einem alten Buche entlehnt, welches vor 30 oder 40 Jahren von einem Dr. Johannes Cuba, der Stadt Frankfurt Stadt- arzt, zusammengebracht, geschrieben und gemalt worden sei. Nun sei es aber niemand verbotten, alte Bücher nachzudrucken, zumal solche, womit den Menschen geholfen werde, indem jetzt unerhörte und schwere Krankheiten aufstünden. Wenn man aber auch die zwei Bücher gegeneinander halte, so finde man, daß dieselben weder in Figuren noch in Worten gleich seien. In seinem Herbario wären über fünfzig Kräuter, die der Gegner nicht habe. Freilich könne man Kräuter, z. B. Rosmarin, nicht in einer anderen Gestalt malen und „conterfeien“, als solche wirklich hätten. Weil Hans Schott ein Kräuterbuch gedruckt habe, könne man doch ein Kraut, das kleine, schmale Blätter habe, nicht mit langen, breiten Blättern gegen Art, Gestalt, Form und Natur der Kräuter drucken, das sei was Unerhörtes.

Der Ausgang des Prozesses ist nicht bekannt, ebensowenig wie derjenige, den im gleichen Jahre der Basler Drucker Hieronimus Froben gegen die Drucker Girschhorn und Hüttopf in Köln führte. Auch in dieser Klage heißt es, der Kläger Froben besäße ein kaiserliches Privileg, wonach keines seiner Bücher, in was für Sprache sie seien, innerhalb einer gewissen Zeit bei Strafe von 10 Mark lötligen Goldes nachgedruckt, zu feilem Kauf fürgetragen noch verkauft werden sollte. Trotzdem hätten ihm 1534 die Kölner den Josephum, vom jüdischen Kriege, in Latein zu seinem Nachteil und Schaden in großer Zahl nachgedruckt und verkauft, täten ihn auch noch verkaufen, weshalb um Erkenntnis der Strafe sowie des Schadens und der Kosten gebeten wurde.

Da es sich in diesem Prozesse um den Nachdruck von Klassikern handelte, dessen Spruchpraxis noch nicht entschieden war, verlor sich der vorliegende Pro- zess in einem Berge von Akten. Schließlich ist er, wie so viele Prozesse am Reichskammergericht, gänzlich eingeschlafen, da die Prozeßparteien inzwischen ausgestorben waren.

**Pflanzensterben infolge Bodenverdichtung.** Zu ihrer gedeihlichen Entwicklung bedarf die Pflanze der

Atmung nicht nur durch die Blätter, sondern auch vermittels der Wurzel. Wenn die Wurzeln einer Pflanze von der Luft abgeschlossen werden, so muß die Pflanze in mehr oder minder kurzem Zeitraum zugrunde gehen. Deshalb darf man auf und an den Töpfen der Zimmerpflanzen auch keine die Luft ab- sperrende Algen- und Moosschicht aufkommen lassen, sondern muß stets durch Auflockern der Erde und Säubern der äußeren Topfwandungen dafür sorgen, daß die Luft Zutritt zu den Wurzeln hat. Die Ab- sperrung der Luft von dem Bodeninnern wird als Bodenverdichtung bezeichnet. Eine solche Boden- verdichtung ist in manchen Kulturwäldern eine dem Forstmann unliebsame Erscheinung. Sie wird ver- zengt durch das Entfehen einer schwer verwesbaren Schicht abgefallener Pflanzenteile. In Laubwäldern, wie auch in Wäldern, wo Laub- und Nadelholz dur- einander wächst, ist die den Boden deckende Schicht absterbender Pflanzenteile meist derart, daß ein regelrechter Verwesungsprozeß nicht behindert ist. Auch die vielen in dieser Schicht lebenden Tiere aller Art, vornehmlich die Regenwürmer, sorgen dafür, daß die Moderschicht nicht luftabsperrend wirkt. Anders ist es im reinen Nadelholzwald. Hier ist die Genae der Bodenverdichtung ziemlich groß, und in solchen Wäldern läßt sich diese Erscheinung und deren Folgen am besten beobachten. Die abgefallenen Nadeln der Nadelhölzer verweisen an und für sich schon schlechter als das Laubwerk der Laubhölzer. Zudem lagern sich die abgefallenen Nadeln dichter dicht auf- und nebeneinander, daß die Luft nur schwer in eine solche Schicht von Nadeln einzudringen vermag. Man nennt diese Art von Moder Nadel- humus; er wird für die Pflanzenernährung durch seine luftabsperrende Wirkung geradezu schädlich.

Die schädliche Wirkung derartiger Bodenverdich- tung hat Dr. P. Graebner in den Nadelholz- waldungen des Lüneburger Heidedistriktes Lüber- stedt eingehender beobachtet. Seinen Mitteilungen nach ist der hierdurch entstandene Schaden größer, als man allgemein anzunehmen gewohnt ist. In den Fichtenbeständen waren die tiefergehenden Wurzeln durch die allmähliche Absperrung der Luft in den unteren Schichten nach und nach abgestorben. Auf Längsschnitten der Wurzeln ließ sich deutlich ver- folgen, in welchem Jahre das Absterben erfolgt war, da ja stets dort die Jahresringe nach unten zu auf- hörten. Die stark verharzten Wurzeln hatten sich meist gut erhalten. Die Bäume waren durch die Luftarmut in der Tiefe gezwungen gewesen, nur mit den oberen Wurzeln zu atmen und zu arbeiten. Bei diesen letzteren entwickelte sich deshalb ein ganz bedeutendes Dickenwachstum. Je flacher die Wurzeln strichen, desto ungünstiger wurden die Er- nährungsverhältnisse für die Bäume, da die Wurzelkonturrenz zunehmen mußte. Besonders verhängnisvoll muß dieser Umstand jenen Pflanzen werden, die für gewöhnlich mit ihren Wurzeln tiefer gehen, infolge der Bodenverdichtung aber gezwungen werden, ihre Wurzel tiefer zu verlegen. In solchen Zeiten sind die Pflanzen wenig widerstandsfähig gegen die Angriffe von allerlei Schädlingen und Witterungseinflüsse. Dazu kommt, daß bald Nahrungsmangel entsteht. In regenarmen Perioden ist der Wassermangel besonders groß, da die oberen Erdschichten viel schneller austrocknen als die tiefer gelegenen. Bei größerer Trockenheit trocknen dann auch die zarten Wurzelspitzen auf einer größeren oder geringeren Länge ein und versagen. Kommt dann aufs neue Regen, so müssen die Pflanzen erst wieder neue Wurzelspitzen erzeugen, bevor Nahrung aufgesogen werden kann. Die Unterbrechung der Wurzelaktivität in der Nahrungsaufnahme muß den Nadelhölzern um so verhängnisvoller werden, als die Wurzeln dieser Bäume ohnehin eine Winterruhe durchmachen. Die schlechten Ernährungsverhältnisse zwingen die Wurzeln zu ausgedehntem Längens- wachstum, sie müssen auf Nahrungssuche gehen. Die starke Verlängerung der Wurzel verlängert den Weg der Nahrungstoffe von den Wurzelspitzen bis zu den Blättern und die Leitungsbahn in umgekehrter Folge für die aufbauenden Stoffe. Das alles muß die Pflanzen schwächen und weniger widerstand- fähig machen. Was nicht direkt durch die genannten Erscheinungen zugrunde geht, das fällt allerlei Feinden leicht zum Opfer. An einer normalen Fichte sollen die Nadeln zirka drei (bis vier oder gar fünf) Jahre sitzen bleiben, bei der Fichte noch länger. Graebner fand aber bei vielen Bäumen seines Beobachtungsbezirkes nur ein oder zwei Jahrgänge von Nadeln vor. Dies läßt begreiflich erscheinen, daß die Pflanzen selbst in den günstigsten Jahren nicht ihr normales Maß plastischen Materials er- zeugen können. Die Baumsterblichkeit war in dem genannten Gebiet ganz besonders groß, da die Heidegegend die Bodenverdichtung durch die ab- gefallenen Nadeln außerordentlich begünstigt. h. h.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**